

Die Welschen sind gekränkt

Das Frühfranzösisch wird immer mehr zurückgedrängt – wären Schüleraustausche nach dem Vorbild des Welschlandjahres ein Ausweg?

JEAN-MARTIN BÜTTNER

Am hoffnungsvollsten sagte es Peter Bichsel, der Solothurner Schriftsteller mit dem genauen Blick auf den Alltag seines Landes. «Wir hindern einander daran, typisch zu werden», schrieb er über Deutsch und Welsch. Aber auch er wusste, dass wir aneinander vorbeileben. Wir mögen uns zwar, aber wir ignorieren einander. Immer mehr, scheint es. Fällt die Schweiz auseinander?

Offensichtlich ist, dass das Frühfranzösisch in der Deutschschweiz unter wachsenden Druck gerät. Diesen Sommer hat die Stadt Bern aus finanziellen und organisatorischen Gründen eine zweisprachige Schule gegen grossen öffentlichen Widerstand geschlossen. Vor kurzem hat das Parlament des Kantons Zürich entschieden, den Unterricht im Frühfranzösisch einzustellen, und seine Regierung beauftragt, in zwei Jahren eine entsprechende Vorlage zu bearbeiten. Aus St. Gallen und Appenzell kommen ähnliche Signale, und auch in anderen Kantonen der deutschen Schweiz wächst der Unmut über das Frühfranzösisch. Zu grosser Aufwand mit zu geringer Wirkung, argumentieren die Kantone.

Die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner (Mitte) hält diese Entwicklung für gefährlich. Auch in der Westschweiz, wie mehreren Gesprächen und den Medien zu entnehmen ist, findet man sie alarmierend und einseitig obendrein. Denn in keinem welschen Kanton käme jemand auf die Idee, an den Schulen das Deutschlernen zu verzögern. Die drei wichtigsten Handelspartner der Schweiz seien Deutschland, die USA und Frankreich, sagt der zweisprachige Publizist Peter Rothenbühler. Also sei es aus beruflichen Gründen angebracht, sich in allen drei Sprachen ausdrücken zu können. «Schon wer gut Deutsch und Französisch spricht, ist in einem Schweizer Unternehmen weit mehr gefragt.»

Weil wir es uns leisten können

Auch der Bundesrat hat über die sozialdemokratische Jurassierin Elisabeth Baume-Schneider angekündigt, den Französischunterricht von der Primarschule an festzuschreiben. Das Lernen der Landessprachen zu hinterfragen, sagt sie, erschwere das Zusammenleben und beschädige den Reichtum unserer Vielfalt. So sieht es auch der Walliser Staatsrat Christophe Darbellay, in verschiedenen Funktionen für den sprachlichen Zusammenhalt zuständig, lange auch im Bundeshaus. Die Schweiz mit ihrem hervorragenden Bildungssystem könne es sich leisten, sagt er, ihre Kinder von früh auf mehrere Sprachen zu lehren. Das wiederum heisse, die Sprachen attraktiver zu machen, mit neuen Lehrmitteln, aber auch mit Filmen und Musik. «Aber ja, das bedeutet auch Arbeit, automatisch ist das nicht zu haben.»

Dabei werden ausgerechnet im Bundeshaus, Darbellay weiss das, die Sprachen der Minderheiten weitgehend ignoriert. Zwar soll jeder in seiner Muttersprache reden dürfen. Nur machen immer mehr Romands im Parlament die Erfahrung, dass ihnen auf Französisch kein Deutschschweizer zuhört, von den Tessinern ganz zu schweigen. Und da in den Kommissionen vieles in den Pausen und auf Dialekt entschieden wird, fühlen sich die Welschen erst recht ausgeschlossen.

Dazu kommt, dass viele Berichte erst nach Wochen oder gar nicht auf Französisch erscheinen. Immer noch sind die Minderheiten in den Kaderstellen des Bundes untervertreten. Wer also als Tessiner oder Romand verstanden werden will, redet am besten gleich Deutsch. So viel zur Schweizer Willensnation.

Die Vorstellung, dass Deutsch und Welsch in der Schweiz sich nur noch auf Englisch unterhalten kann, schockiert vor allem die ältere Generation. Dass der Französischunterricht ab der Primarschule bei den Schülerinnen und Schülern unbeliebt ist und auch Franzö-



Jenseits des Röstigrabens lernt man nicht nur Französisch: Matthias Schoch als Sebastian in der Komödie «Jeune Homme» von Christoph Schaub.

TC FILM / KEYSTONE

sischlehrer immer mehr über die kümmerlichen Fortschritte ihrer Schüler entmutigt sind, hört man in Gesprächen immer wieder.

Wer zweisprachig aufgewachsen ist oder zwei oder gar drei Landessprachen reden kann, wer als Deutschschweizer Jahre in der Romandie verbracht hat oder umgekehrt, wer vielleicht noch das Tessin kennt, verfügt nicht nur über ein sprachliches Können, wie man es in den umliegenden Ländern selten erlebt. Er versteht auch die anderen Kulturen, die sich stark voneinander unterscheiden. Französisch und Deutsch sind wichtige Sprachen in Europa, auch wenn die Schweiz nicht zur EU gehört.

Der Bieler Primarschullehrer Alain Pichard, der ebenso gut Deutsch spricht wie Französisch, vertritt als Lehrer eine barsche These: «Frühfranzösisch bewirkt das Gegenteil seiner Absicht», sagt er. «Statt dass die Kinder die fremde Sprache im eigenen Land lernen, leiden sie an ihrer Komplexität und beginnen sie zu hassen.» Dazu komme, sagt der Französischlehrer, «dass immer mehr Schülerinnen und Schüler schon mit dem Deutschen Mühe haben». Am besten lernen sich Sprachen immer noch in der Immersion, sagt er, der an seiner Schule regelmässigen Austausch mit dem welschen Wallis institutionalisiert hat.

Veraltet und verstaubt

Früher gab es das sogenannte Welschlandjahr für junge Frauen, der grossartige Film «Jeune Homme» von Christoph Schaub lässt 2006 einen jungen Ostschweizer nach Genf reisen. Wenn man in der anderssprachigen Schule und bei der Gastfamilie, im Alltag, am Radio, beim Zeitunglesen und im Fernsehen Französisch hört, liest und spricht, lernt man es viel schneller als in jedem Schulunterricht. Aber schon mit neuen oder aktualisierten Lehrmitteln, mit Hip-Hop und coolen neuen Filmen sei einiges getan, sagt Pichard, der das Standardlehrbuch «Bonne chance» didaktisch hervorragend findet, aber hoffnungslos veraltet und entsprechend verstaubt. Auch vermisst er bei manchen Kolleginnen und Kollegen die Leidenschaft für das Unterrichten.

Im Parlament machen die Romands mehr und mehr die Erfahrung, dass ihnen auf Französisch kein Deutschschweizer zuhört.

Was zu wenige wissen: Austauschprogramme zwischen Schülern der Landesteile gibt es bis heute. Der Austausch von Schülerinnen und Schülern, etwa für sechs Monate bei einer welschen Familie und in einer welschen Schule, wird von den Schulen und Kantonen organisiert; die nationale Agentur Movetia, die in Bern fünfzig Mitarbeiter beschäftigt, unterstützt solche Kontakte finanziell. Sophie Corpataux von Movetia, eine Freiburgerin und ehemalige Redaktorin von Radio Fribourg, hält Immersion für die beste Möglichkeit, eine zweite Landessprache zu lernen. Aber das Frühfranzösisch abzuschaffen, findet sie trotzdem falsch. Sie selber habe zum Beispiel sehr gerne Deutsch gelernt und das in keiner Weise als Überforderung wahrgenommen. «Wenn es ein Land gibt, in dem sich eine zweite Sprache ideal lernen lässt», sagt sie, «dann wohl die Schweiz.»

Die Expo 02 machte es vor

Wer wissen möchte, was eine geeinte Schweiz zuwege bringt, dem sei die Expo 02 in Erinnerung gerufen. Diese kostete zwar sehr viel mehr als die kümmerlichen 120 Millionen, die das Parlament gesprochen hatte, nämlich 1,5 Milliarden. Auch gab es Krisen und Rücktritte. Aber am Ende bezauberte, überraschte und brillierte die Expo mit ihren vier Arteplages in Biel, Neuenburg, Yverdon und Murten.

Wenigstens leidet die Schweiz nicht am belgischen Dauerzwist zwischen Flamen und Wallonen und zwischen Französisch und Niederländisch. Die Sprachregionen in Belgien sind dermassen zerstritten, dass das Land auch schon ein Jahr ohne kohärente Regierung auskommen musste.

Dass der Schweiz diese bittere Spaltung erspart blieb, hat zwei Gründe. Erstens verläuft der Föderalismus nicht zwischen den Sprachregionen, sondern splittet sich in die Kantone auf. Zweitens trennen die Sprachen auch nicht die Religionen. Das Tessin ist katholisch, dafür finden sich in den welschen und Deutschschweizer Kantonen protestantische und katholische Mehrheiten. Der belgische Sprachenstreit mag primär eine kulturelle, soziale und machtpoli-

tische Angelegenheit sein. Er hat aber auch eine religiöse Dimension, da der Norden (Flandern) überwiegend katholisch und der Süden (Wallonien) überwiegend protestantisch bleibt.

Dass die Welschen so gereizt auf den wachsenden Widerstand der Deutschschweizer Kantone gegen das Frühfranzösisch reagieren, hat mit verschiedenen Demütigungen zu tun; dem Gefühl, immer wieder übergangen worden zu sein. Und der Erfahrung, eine Weltsprache zu reden und gleichzeitig von einer Mehrheit dominiert zu werden, deren Dialekte im Ausland keiner versteht.

Toleranz gehört zur Schweiz

Trotzdem kommt man gut miteinander aus. Zwar pflegt die welsche Presse den Deutschschweizer als Figur der Abneigung zu karikieren, und die Deutschschweizer Mehrheit geht oft wenig sensibel mit der welschen und Tessiner Minderheit um. Am besten formuliert Vincent Kucholl den Konflikt. Kucholl analysierte während Jahren als Politologe die Schweiz, bevor er zum Komiker aufstieg und sein Land karikierte, vor allem die Romands. «Ich stelle fest, dass sich die Deutschschweizer Mehrheit immer mehr von der welschen Minderheit abwendet. Dabei ist es doch eine Stärke unseres Landes, dass wir zu den Minderheiten Sorge tragen. Diese Toleranz ist zugleich ein Ausdruck unseres Föderalismus, ein weiterer sehr schweizerischer Zug, um den uns viele Länder beneiden.»

Kucholl hat seine Militärzeit in einer zweisprachigen Kompanie absolviert; er könnte sich gut vorstellen, dass Rekruten und spätere Soldaten RS und WK in einem anderen Landesteil absolvieren und nebenbei eine zweite Landessprache lernen könnten. Das klingt ebenso einfach wie sinnvoll. Was meint man im VBS dazu? «Die Armee unterstützt den Austausch über die Sprachgrenzen hinweg», sagt ihr Sprecher Stefan Hohler, sie sei aber kein institutionalisiertes Instrument zur Sprachförderung.

Eines lässt sich aus all dem Gesagten mit Sicherheit bilanzieren: Wer in einem anderen Landesteil eine zweite Sprache lernen möchte, kann das ohne Probleme tun. Das ist doch schon was.